

V. Technologien des Selbst – Technologien des Textes

1. Indexikale Beziehungen im Dritten Raum

Was hat der ausführliche Lektüregang durch die Texte feministischer und nicht-feministischer Provenienz nun erbracht? Lassen sich Unterschiede festmachen, signifikante Verschiebungen beobachten? Erscheint es sinnvoll, zwischen »feministischen« und »nicht-feministischen« Ansätzen zu unterscheiden, da doch alle in den Kapiteln Teilen II, III und IV diskutierten Ansätze das ethisch-politische Anliegen einer Befreiung aus Subjekt-Normierungen verfolgen? Was ist aus dem Mangel-Subjekt geworden, welche Perspektiven haben sich in Bezug auf das hermeneutische Tiefenmodell eröffnet, lässt sich der Konflikt zwischen partikularen und universalen Ansprüchen im Umgang mit Differenz umgehen? Welche Rolle spielen ästhetische Verfahren?

Zum Schluss dieses Buches möchte ich die aufgeworfenen Problematiken um das Verhältnis von Subjekt und Text unter zwei Perspektiven zusammenführen, die immer wieder an unterschiedlichen Stellen erwähnt, aber noch nicht durchgängig auf die Subjekt-Problematisierungen bezogen wurden. Dabei handelt es sich zum einen um die der *Indexikalität*, zum anderen die des *Dritten Raums*. Hier steht die Frage im Vordergrund, inwiefern diese Konzepte eine Verschiebung bewirken können, durch die sich die Problematiken wenn zwar nicht lösen, so doch in einem anderen Licht darstellen lassen.

Der Begriff der Indexikalität stammt aus der Sprachwissenschaft, wo er sprachliche Ausdrücke bezeichnet, die auf die jeweilige Situation der Äußerung bezogen sind. Er verdankte seine Verbreitung seit den 1950er/

60er Jahren unterschiedlichen Disziplinen: Der analytischen Philosophie, die den Begriff zur Entwicklung einer nicht-idealistischen Ontologie einsetzte;¹ der Ethnomethodologie, der darüber die kulturelle und situative Gebundenheit sprachlichen Handelns nachwies; der Filmtheorie, die darüber einen materiellen Bezug von Film zu Wirklichkeit postulierte,² oder der Kultursemiotik Ecos. In der neueren Diskussion wird er mit dem Begriff des Performativen zusammengebracht. So forderte Uwe Wirth für die Medientheorie ein »Konzept medial-performativer Indexikalität« (Wirth 2002, 53), um das Verhältnis zwischen Akten der Sinnzuschreibung und Akten der materiellen »Verkörperung« von Bedeutung beleuchten zu können. In all diesen Kontexten scheint der Begriff der Indexikalität einen Bezug zur Welt (sei sie empirisch oder sozial gefasst) oder zur Materie bzw. zum Körperlichen zu gewährleisten, mindestens aber verweist er auf die kontextuellen Entstehungsbedingungen sprachlicher Äußerungen.

Aus einer anderen semiotischen Richtung kann man sich der Indexikalität mit Benveniste nähern. Unter Bezug auf die Psychoanalyse entwarf der Linguist in *Probleme der allgemeinen Sprachwissenschaft* (1974) ein Konstitutionsmodell des Subjekts auf der Grundlage indexikalischer Ausdrücke. Von Interesse ist hier in erster Linie das Verhältnis der Personalpronomen »ich« und »du« (Benveniste 1974, 287ff). Die Bedeutung der Indexikalität besteht hier darin, wie sprachliche Formen einen Sprecher in einem bestimmten Kontext zugleich anzeigen und diskursiv konstitutieren. Die Relation zwischen dem sprechenden Subjekt und dem Subjekt der Aussage ist hier nicht linear oder konstant gedacht, sondern diskontinuierlich und gespalten (im Sinne Lacans). In dieser Lesart wurden Benvenistes Ausführungen interessant für die feministische Filmtheorie. Unter anderen nahm Kaja Silverman (1983) es auf und entwickelte es weiter.

Wie ich im Zusammenhang mit Derrida (in den Kapiteln II.4., erster und dritter Abschn.) gezeigt habe, lässt sich Indexikalität auch in einem dekonstruktiven Sinn als *Verweisungsspur* beschreiben und zur Begründung der konstitutiven Verflechtung des Subjekts mit dem Anderen heranziehen. Worum es hier nochmal gehen soll, ist die Frage, inwieweit sich das Konzept auch zur Beschreibung für feministische Vorgehensweisen eignet.

Ähnliches gilt für das Konzept des »Dritten Raums«, das im Zusammenhang mit dem postkolonialen Hybrid dargestellt wurde (Kap.

1 Siehe zur Aufnahme der vorwiegend US-amerikanischen Diskussion Kettner/Pape (Hg.) 2001.

2 Zur Kritik eines direkten Abbildverständnisses bereits bei Peirce siehe Schade 2002, Bal/Bryson 1991.

IV.2). Es wurde bereits für die Beschreibungen der Verfahren bzw. der ethischen Anliegen von Barthes (Kap. I.5, zweiter Abschn.) und Derrida (Kap. II.4.6, dritter Abschn.) relevant, ebenso für unterschiedliche feministische Strategien aus Teil III und IV. Auch hier stellt sich die Frage, inwieweit eine konsequente Verknüpfung mit der Problematik des (vergeschlechtlichten) Subjekts weiterführend ist.³

Beide Konzepte lassen sich innerhalb der »Postmoderne«-Diskussion einordnen. Sie sind also weder völlig neu, noch den Auseinandersetzungen um das Subjekt äußerlich. Wenn sie nun hier als Rahmung fungieren, dann geschieht dies nicht im Sinne einer endgültigen »Lösung« der genannten Probleme und Widersprüche, sondern dies stellt einen weiteren Lektürevorschlag dar, der, im Sinne Trinhs und Haraways, Überlagerungen und Differenzen, Ähnlichkeiten und Unterschiede aus einer bestimmten Perspektive in den Blick nehmen möchte.

2. Das Subjekt als Text – der Text als Subjekt: Eine kleine Tropologie

Im postkolonialen Kontext wurde die Form des hybriden Subjekts als eine symbolische Form kreiert, mit der Differenzen und Unvereinbarkeiten in eine Verhältnis gebracht werden können (Kap. IV.2.2). Unter der Perspektive des Dritten Raum erweist sich jedoch auch das moderne Subjekt als ein solcher Raum, insofern es »das Aufeinandertreffen und Ineinanderwirken von Gegensätzen« verkörpert, wie Breger/Döring Figuren des Dritten bestimmen (1998, 1). Denn das Subjekt erschien keineswegs als solches schon einheitlich, sondern war in unterschiedlicher Weise aufgerufen, im Dienste einer Kohärenz zwischen widerstreitenden Momenten zu vermitteln: Dem Bewusstseinssubjekt kam zu, zwischen Sein und Denken zu vermitteln (das *Cogito*-Subjekt Descartes), eine Synthese zwischen Wahrnehmung und Verstand bzw. zwischen Transzendentalem und Empirischen herzustellen (Kant) oder zwischen Selbst und Anderem (Hegel) (Kap. I.3, II.1). Das Leibsubjekt als Gegenentwurf zum Bewusstseinssubjekt sollte ebenfalls einen Übergang sichern, nämlich zwischen dem Ich, seiner körperlichen Verfasstheit und seinem si-

3 Die Idee des Dritten ist selbst Bestandteil von Peirce dreiteiligem Zeichenmodell. Die Instanz des Dritten wird durch den »Interpretanten« gebildet, der eine kulturelle Vermittlungsleistung zwischen dem Zeichen (»Repräsentamen«) und dem Referenten (dem »Objekt«) bezeichnet (Peirce 1983, 64; zum Interpretanten als »Habitus« siehe Wirth 2002, 48). Hier bleibt zu fragen, inwieweit diese tatsächlich aufgeht und als Drittes einzugrenzen ist.

tutiven Kontext. Beide üben also eine Vermittlungsfunktion zwischen Ich und Welt aus und beide erscheinen als allgemeine Konzepte, welche die Bedingung darstellen für die jeweiligen individuellen Erscheinungsformen.⁴ Ein solches Vorhandensein wurde, wie gezeigt, als Bedingung des Subjekts im hermeneutischen wie pragmatischen Verständnis erachtet.

Mit der »Textualisierung« wurde das Abhängigkeitsverhältnis des Denkens von der Sprache, also des Subjekts von seiner Repräsentation in den Blick genommen. Damit war die einschneidende Veränderung verbunden, Subjektivität nicht mehr als Sein vorauszusetzen, sondern als *Form* zu betrachten, die Existenzweisen zugesprochen oder aber auch vorenthalten wird. Im Gegenzug erschien das Subjekt nun sprachlich verfasst. In der Diskussion seit dem *Linguistic Turn* hat sich die Gewichtung von Subjekt und Text nahezu verkehrt. Diejenigen Eigenarten, die in der Moderne dem Subjekt zukamen, wurden auf eine generelle Textualität (oder Diskursivität) übertragen: Vernunft, Handlungsfähigkeit, Existenzgrundlage, Verantwortung, synthetisierende Funktionen – all das lässt sich, wie gezeigt, einer wirklichkeitssstiftenden Textualität zuordnen. Das Subjekt als sprachliches erscheint nun weniger als *vermittelndes*, denn als eine durch und durch *vermittelte* Instanz.

Subjekt-Metaphern

Neben dem Begriff stellte die Metapher eine privilegiert Repräsentationsform dar. Im hermeneutischen Verständnis übernahm die Metapher die vermittelnde Funktion des Begriffs: Die ihr zugeschriebene Brückefunktion sollte einen sinnvollen Weltbezug herstellen und den Bruch zwischen Subjekt und Objekt ebenso wie den zwischen Geist und Natur überbrücken. Die Metapher fungierte historisch sowohl als Repräsentation eines positiven, sich selbst transparentes Spiegelbildes, als auch als Darstellung des Unnennbaren und Uneigentlichen (vgl. Kap. II.2). Im Verhältnis zum Begriff erschien die Metapher über ihre Bildhaftigkeit als bedeutungsoffener, da ihr im hermeneutischen Verständnis zugesprochen wurde, zwischen Bedeutungen oszillieren und so einen vorbegrifflichen Bedeutungsraum schaffen zu können. Zugleich aber erhielt die Metapher eine erkenntnisstiftende Funktion, nämlich Blickperspektiven zu etablieren, die Aufschluss über Denk- und Wahrnehmungsweisen geben sollen. Die Metapher stellte mit ihren Eigenschaften

4 In der Terminologie von Peirce könnte man auch sage, sie stellen den *type* des Subjekts dar, als notwendige Voraussetzung für die *tokens* als Einzelercheinungen, s.u.

Uneigentlichkeit und der Zwischenräumlichkeit ein Abbild des Subjekts dar. Darüber hinaus wurde es zu seinem Modell auf zwei Ebenen: Auf einer ontologischen Ebene gibt die Metapher über den instabilen Zustand des Subjekts Auskunft; auf einer reflexiven Ebene stellt die Metapher die Funktion des Subjekts als erkenntnisstiftendes Schema aus. Das Subjekt als Metapher erscheint also hier als eine selbstreflexive Repräsentationsform.

All diese Charakteristika machten die Metapher (im weitesten Sinne als sprach-bildliche Darstellungsweise) auch im feministischen Kontext attraktiv. Wie gezeigt, stellte sich das Verhältnis zwischen Begriff und Metapher in Bezug auf ein weibliches Subjekt gegenläufig zum nicht-markierten Subjekt dar: Während ein weibliches Subjekt begrifflich nicht vorfindbar, und entsprechend auch nicht zu überwinden war, wurde die metaphorisch-mythische Darstellungsweise zum Ausgangspunkt (Kap. III.1). Hier ließen sich mehrere Funktionen unterscheiden:

Das metaphorische Bild fungierte als positiver und negativer *Spiegel* von Weiblichkeit, insofern es in den frühen feministischen Bildkritiken den uneigentlichen Charakter von Weiblichkeit abbildete, d.h. ihre Spiegelfunktion, die als Kern der Weiblichkeitsmythen männlicher Autoren identifiziert wurde (Kap. III.3). Mit dem Ziel der Desidentifizierung wurden eigene Bilder entworfen, die im Sinn de Beauvors als Gegenmythen fungierten. In radikalfeministischen Ansätzen bzw. bei Befürworterinnen einer weiblichen Ästhetik avancierten jene Eigenschaften zu den wesentlichen von Weiblichkeit und dem Schreiben von Frauen, die auch der Metapher zugesprochen werden: die Zugehörigkeit zum Anderen des Logischen und Universalen, zu Natur und Sinnlichkeit.

Zum anderen entstanden begriffliche Gegenentwürfe zum »Mythos Frau«, etwa in Gestalt des *situierteren* Subjekts oder der *weiblichen Leserin*, die als Grundlage eigener Autonomie und Selbstverantwortung sowohl auf individueller als auch auf kollektiver Ebene in Anspruch genommen wurden. Aber auch der weiblichen Leserin (von Schweickart und anderen, Kap. III.4) wurde eine besondere Affinität zum Bildlich-Imaginativen zugesprochen, die weniger der Ergründung des literarischen Textes, als vielmehr der (Re-)Konstruktion seiner Verfasserin zukommen sollte. Der literarische Text trat als pures Medium zurück, während Verfahren seiner Re-Lektüre als Bewusstseins- und Konstruktionsprozess entworfen wurden. Das Programm der bewusstseinschaffenden Lektüre, sei sie unter dem Vorzeichen der Identifizierung oder der Abgrenzung vorgenommen, sprach dem poetischen Text nicht nur eine erkenntnisstiftende, sondern auch eine sozialisierende Funktion zu. Poetische Sprache lässt sich also als ein Erkenntnisinstrument bezeichnen, das über die sozio-historische Verortung von Frauen Auskunft gibt, so-

wie als Konstruktionsinstrument eines kollektiven Subjekts »Frau«, so dass sie schließlich als *Selbsttechnik* beschrieben werden kann. Das un-eigentliche Moment der Metapher spielte zunächst eine untergeordnete Rolle, da inhaltbezogenen, realistischen Darstellungsweisen und Lektüren der Vorzug gegeben wurde. Vielmehr konnten auch auch uneigentliche Bedeutungen als die eigentlicheren erscheinen, insofern sie, wortwörtlich gelesen, der sozialen Situierung von Frauen angemessener erschien (so in der Darstellung der Hexenmetapher bei Großmaß/Schmerl, Kap. III.6.; auch die Lektüreweise von Millett, Kap. III.3).

Aus einem Rückblick heraus wiesen Großmaß/Schmerl auf den metaphorischen Charakter einer Reihe feministischer Selbstentwürfe und forderten eine zielgerichtete Verwendung ebensolcher Strategien ein. Hervorgehoben wurden hier neben den bereits genannten Eigenschaften aus dem nicht-feministischen Metaphern-Diskurs (Brückenfunktion, Innovationskraft, Stiften bildhafter Erkenntnis) die identitätsstiftende Wirkung für eine feministische Gemeinschaft. Das »Subjekt Frau« in seinen unterschiedlichen bildlichen Ausformungen ließ sich so auch als *Imago* bestimmen: Als Projektion einer kollektiven Identifikationsfigur, die als feministische Sozialisationsinstanz bewusstseinsverändernd in Hinblick auf eine Emanzipation von Frauen hinwirken sollte. Eine solche Funktion wurde im postkolonialistischen Kontext (Anzaldúa, Sandoval, in modifizierter Form auch von Trinh) ebenso wie von Haraway oder de Lauretis explizit in Anspruch genommen. De Lauretis' plural gedachtes *subject of feminism* (Kap. III.6.1) erscheint als ein Zwischen- oder Er-möglichungsraum, ebenso wie die feministische Bewegung selbst. Sie wurde als Subkultur analog zum symbolisch bestimmten Ort der Frau in den Auslassungen und Lücken der vorherrschenden kulturellen Repräsentationsweisen im »space-off« verortet. Die Metapher verweist hier nicht allein auf den als uneigentlich bestimmten Raum des Weiblichen als Repräsentation, das eben nur dort ihren Ort hätte (und nicht als »Eigentliches«), sondern soll auch die ausschließende Macht dieser Verhältnisse deutlich machen, die sich wiederum nur metaphorisch benennen lässt. Das lässt sich als Fortsetzung der *Benennung des Unnenbaren* werten, die hier nicht nur auf das Weibliche selbst und seinen möglichen Ort bezogen sind, sondern auch auf die Macht- und Ausschlussverhältnisse, wie es insgesamt in der feministischen Literaturwissenschaft thematisiert wurde (III.2). Während bei de Lauretis die Ebene der sozialen und der symbolischen Subversion von Existenz- und Bedeutungsweisen tendenziell unbefragt zusammenfallen, unternahm Probyn den Versuch, sie metaphorisch zu verknüpfen, ohne sie in Eins fallen zu lassen. Die Metapher der »Falte« umfasst sowohl eine ontologische wie eine erkenntnistheoretische Ebene des Selbst und verweist ebenfalls auf

das Verhältnis zueinander. Beide Dimensionen kommen im Subjekt zusammen, wo sie allerdings nicht in klassischer Weise vermittelt oder synthetisiert werden, sondern sich gegenseitig, in welcher Weise auch immer, »affizieren«. Während hier die Metapher der Falte zum Modell und zur Repräsentationsform für das Subjekt wird, wird das Bildhafte in seiner *selbstreflexiven* Funktion hervorgehoben.

Auf dieser selbstreflexiven Dimension, die die Metapher *als* Metapher, die Allegorie *als* Allegorie ausstellt, beharrte auch Weigel (Kap. III.6. zweiter Abschn.). Sie machte deutlich, dass die Brückenfunktion der Metapher eine imaginäre Struktur aufweist, die den Abstand zwischen Bild und Bedeutung nicht nur überbrückt, sondern auch verdeckt (in diesem Punkt auch ähnlich die *Fetisch*-Konzepte von Bhabha und Haraway). Dagegen setzte sie in Anschluss an Kristeva auf die Überführung des Imaginären ins Symbolische, so dass die *Verdrängungen*, die im Zuge der Repräsentation in sinnfixierenden Schemata stattfinden, aufgedeckt werden können. Die allegorische Verfasstheit des Weiblichen erscheint bei Weigel nicht als Abbild oder Spiegel, sondern als Raum von »Korrespondenzen«, die nurmehr indirekt auf die historische Positionierung von Frauen verweisen. Entsprechend zu diesem Verständnis des Metaphorischen, das sich als modern bezeichnen ließe,⁵ steht bei Weigel dem Subjekt als Allegorie das kritisch lesende Subjekt gegenüber, das als Vermittler zwischen Schrift und Bild auftritt. Weigels Ansatz nimmt damit eine Zwischenposition ein zwischen den bislang beschriebenen Subjekt-orientierten und den unten beschriebenen Text-orientierten Ansätzen.

Bildlich-metaphorische Repräsentationsformen erscheinen bislang in den Dienst des Subjekts gestellt. Sie dienten als Abbild, Spiegel, Erkenntnis- oder Konstruktionsmedium; ebenso zur Benennung des Unnennbaren wie als Selbsttechnik und Imago auf individueller wie kollektiver Ebene. Ihre selbstreflexiven Eigenschaften galt es, für einen repräsentationskritischen Einsatz zu nutzen. Dabei handelte es sich sowohl um bestimmte Metaphern (des *Spiegels*, des *space-off*, der *Falte*), als auch um die Metapher als solche, die aufgrund postulierter Wesensgleichheit oder Analogiesetzung als geeignete Repräsentationsform für das Subjekt befunden wurde. Neben den positiven Bestimmungen der Metapher gegen-

5 Voss zufolge zeichnet sich das moderne Verständnis von Tropen dadurch aus, dass sie einerseits einen Bruch mit unmittelbarem (ästhetischem) Erleben herstellten, andererseits aber eine »Erinnerung an das Flüchtige«, eine »formgebundene Sublimierung« darstellten und eine analytische Rezeptionshaltung einforderten – in Abgrenzung zum klassisch-romantischen Metaphernbegriff als »Wahrheits- und Empfindungsstiftendes Medium« (Voss 1986, 252; 245).

über dem Begriff waren aber seit de Beauvoir auch die fixierenden und ausschließenden Eigenschaften bildlicher Darstellungsweisen, etwa in Gestalt des Mythos' und der Verdrängung, Gegenstand kritischer Be- trachtung.

Das Leiden des modernen Subjekts am Bruch mit der Welt, hervor- gerufen durch den Eintritt in Sprache und die letztendliche Nichteinhol- barkeit eines Seins in Sprache (Kap. I.4.) erschien unter feministischem Vorzeichen als Leiden an einem Mangel an Begrifflichkeiten und Bil- dern zur Selbstartikulation. Nicht die Sprache als solche, sondern ihre kulturelle Ausformung (zunächst »männlich« oder »patriarchal« ge- nannt, später »hegemonial«), wurde verantwortlich gemacht für den Mangel adäquater Darstellungsmöglichkeiten von Geschlecht, Kör- perlichkeit und sozialer Gebundenheit.

Die in diesem Kapitel bislang genannten Ansätzen lassen sich auch über den Ausgangspunkt des Leib- und Erfahrungsmodells des Subjekts zusammenführen, dass an die Stelle des autonomen Bewusstseinssub- jekts trat. Die geschlechtliche Gebundenheit erscheint darin ebenso un- hintergehbar wie das Eingebundensein des Subjekts in einen sozialen Kontext. Das wurde beim situierten Subjekt bzw. der weiblichen Leserin als »weibliche Erfahrung« zusammengefasst. Dieses Konstrukt stand für ein Selbstbewusstsein, das im feministischen Kontext nicht in erster Li- nie als individuelle synthetisierende Leistung verstanden wurde, sondern als ein kollektiver Prozess, der dem politischen Ziel der Emanzipation und Aufhebung der Geschlechterhierarchie verpflichtet war. Die ge- meinsame Grundlage bildet weiterhin ein universaler Begriff (oder ein Bild in dieser Funktion).

Nachdem die weibliche Erfahrung als ein Konstrukt erkannt und in ihrer universalen Geltungsmöglichkeit in Frage gestellt wurde, richteten sich die Bemühungen darauf, ein entsprechendes identitätsstiftendes Konstrukt gestaltbar zu machen, anstatt darauf zu verzichten. Denn das »Gefühl des Realen«, also der Dringlichkeit, soziale, an das Geschlecht und andere Merkmale gebundene Misstände aufzudecken und ihnen et- was entgegensezten zu können (vgl. Kap. III.3), war auch Ende der 80er Jahre nicht verschwunden. Wie in Kap. III.6 (und II.6) gezeigt, wies Foucault einen Weg, wie das Selbst weiterhin als Ausgangspunkt und als Politikum zu begreifen sei. Im Unterschied zu Foucault nahmen etwa de Lauretis und Probyn weiterhin einen übergreifenden Begriff in Anspruch (das »multiple subject« oder »sexed self«), der aber inhaltlich so weit geöffnet werden sollte, dass eine Vielzahl von Erscheinungsformen

möglich würde.⁶ Wenn ein solches diskursives Konstrukt als ein dritter Raum zwischen dem Individuum und sozialen Positionen und Normen verstanden wird, dann stellt sich die Frage, wie die dort versammelten Differenzen in Beziehung zueinander gesetzt werden. Bei de Lauretis »multiplem Subjekt« erscheinen sie lediglich additiv, wohingegen Probyn mit ihrem Begriff der Erfahrung ein Involviertsein in historische Bedingungen versteht, das je spezifisch analysiert werden muss. Die geschlechtliche Markierung bleibt aber auch bei ihr das verbindende Element.

Im Blick auf die hier beschriebenen ästhetischen Strategien metaphorischer Subjektivität lässt sich zusammenfassend feststellen, dass mit ihnen keineswegs eine »Entwickelung« vorangetrieben wurde, wie zur Warnung vor postmoderner Beliebigkeit häufig angeführt wurde (Kap. I.6), sondern sie im Gegenteil dazu eingesetzt wurden, Vorstellungen von geschlechtlicher Subjektivität Wirklichkeitscharakter zu verleihen und damit Wirklichkeit zu gestalten.

Metaphern-Subjekte

Mit poststrukturalistisch-psychoanalytischen Ansätzen verschob sich, wie gezeigt, die Gewichtung von der Eigenbedeutung eines (möglichen, weiblichen) Subjekts im Abstand zu seinen Zuschreibungen zur Bewegung des Subjekts *im Text*. Eine Indienstnahme der Metapher als der »bessere« Begriff, wie es im beschriebenen hermeneutischen Verständnis untenommen wurde, erschien hier nicht wünschenswert. Stattdessen galt die Suche solchen Darstellungsformen, welche eine möglichst geringe Festlegung versprachen, um Ausschlusseffekte zu vermeiden.

Lacans Unterscheidung zwischen der sinnfixierenden Funktion der Metapher und der sinnverschiebenden Funktion der Metonymie gab hier den Rahmen vor. In der psycholinguistischen Perspektive auf Verdrängungsprozesse erschien Uneigentlichkeit und Unsagbarkeit, wie sie dem Subjekt, dem Weiblichen und der Metapher zugesprochen wurden, nicht als Wesensmerkmale, sondern als Resultat unbewusster, sprachlich-kultureller Prozesse (vgl. Kap. II.3). Sie finden statt im Symbolischen, das bei Lacan sowohl die Selbstbeziehung als auch die Beziehung zwischen dem Ich und dem anderen organisiert. Es kann selbst als eine dritte Sphäre verstanden werden, die, unbewusst und sprachlich strukturiert, zwischen dem Denken und dem individuellen wie sozialen Sein vermittelt. Das Symbolische bot im feministischen Spektrum einen bedeutsa-

6 In Peirce Terminologie lässt sich sagen, »Frau« sollte als *type* auftreten, aber dabei eine Vielzahl von *tokens* ermöglichen.

men Ansatzpunkt sowohl zur psychosozialen Erklärung als auch zur Veränderung von Bedeutungsstrukturen.

Mit der Bestimmung von Weiblichkeit als Metapher konnte die Fixierung des Weiblichen auf bestimmte Spiegel- und Gegenbilder (wie dem Anderen, Natürlichem etc.) sowie auf die Repräsentationsfunktion generell beschrieben werden. Als Spiegel sowie als Repräsentation für Unnennbares wurde dem Weiblichen die Funktion zugesprochen, den Bruch, dem sich das unmarkierte Subjekt ausgesetzt sah, auf imaginäre Weise zu schließen. Damit erschien das Weibliche ebenfalls gepalten, nämlich zwischen ein- und ausgeschlossenen Repräsentationsmöglichkeiten. Dies wurde nun nicht mehr als eine äußerliche Machtbeziehung beschrieben, sondern auf die Struktur des Symbolischen zurückgeführt (Gilbert/Gubar, Irigaray, Weigel, Kap. III.5).

Dass die »weibliche« Gespaltenheit keinen prinzipiellen Unterschied vom männlichen Mangelsubjekt bedeuten musste, kam weniger in den Blick. Vielmehr stand die Hierarchie im Vordergrund: Während das männliche Ich an der Subjektform litt, so das weibliche an der Objektform. Doch das Konzept der symbolischen Ordnung stellte dem weiblich identifizierten Ich nicht nur den Mangel an subjektivem »Sein« innerhalb der symbolischen Ordnung in Aussicht, sondern auch ein außersymbolisches Existieren. In diesem Sinne jedenfalls unternahmen Irigaray, Cixous und Kristeva den Versuch, das Symbolische über das bei Lacan als vorsymbolisch gesetzte Imaginäre zu öffnen (Kap. III.5, Abschn. 4-6). Imaginäre Elemente im Symbolischen, wie sie bei Cixous zur *écriture féminine* verschmolzen wurden, bei Irigaray auf der *mimischen* Textebene in Erscheinung traten oder von Kristeva als semiotische *Chora* bestimmt wurden, erschienen hier als die vorrangig interessanten »dritten Räume«, in denen sich Begehren, Körperliches, Triebhaftes innerhalb des Symbolischen artikulieren sollte. Da jede Gespaltenheit als ein kulturell produzierter Effekt gewertet wurde, musste er, so die Schlussfolgerung dieser Denkrichtung, auch über entsprechende textuelle Strategien aufzuheben sein.

Zur privilegierten Repräsentationsfigur von Weiblichkeit avancierte die Metonymie im Sinne einer fortwährenden Verschiebung von Bedeutung. Sie wurde auch deshalb (von Cixous und Irigaray) als eine adäquate Artikulationsform betrachtet, da ihr eine Wesensgleichheit zu einem gesetzten bzw. angestrebten Weiblich-Subjektiven zugesprochen wurde. Flüssig, alogisch, ohne fixe Begrenzung und daher auch nicht auf Abgrenzung gegenüber dem Anderen angewiesen, erschien die metonymisch-weibliche Verfasstheit dazu geeignet, die Mangel/Sein-Struktur als Folge der Trennung von Geist und Körper, Subjekt und Objekt zu vermeiden. Während Cixous eine Aussöhnung zwischen Innen und Au-

ßen des Diskurses durch die Positivierung des Ausgeschlossenen in Aussicht stellte, betonte Irigaray einen notwendigen Schritt der Dekonstruktion von Bedeutungsmustern über Travestie und Parodie der weiblichen Spiegelfunktion. Text fungiert auch hier als Selbsttechnologie, die eine als spezifisch weiblich qualifizierte Begehrensfunktion jenseits der Mangelstruktur und Abgrenzung gegenüber dem Anderen zum Ausdruck bringen sollte.

Anders ging Kristeva vor, die sowohl dem Mangel als auch grundsätzlich widerstreitenden Differenzen eine positive Funktion in Bezug auf die psychische Identität zuschrieb. Die gegensätzlichen Bewegungen zwischen dem Triebhaft-Körperlichem, die sie als bedeutungszersetzend betrachtete, und dem bedeutungssetzenden Moment der Sprache sollten auf die Ebene des Symbolischen gebracht werden, um eine temporäre Vermittlung zu gewährleisten. Das aus diesen Bedeutungsprozessen von Setzung und Entzug resultierende »Subjekt im Prozess« erschien sowohl als Effekt bestimmter Textpraktiken als auch selbst als Vermittlungsinstanz zwischen metaphorischen und metonymischen, positiven und negativen Texteffekten.

Bei allen drei Autorinnen erschien Text oder Schrift nicht nur als eine Technologie, bestimmte subjektive Formen und spezifische Begehrenstrukturen zu artikulieren, sondern ebenfalls performativ hervorzu bringen. Die existenzielle Dimension des Seins des Subjekt in der Sprache ging nicht allein auf Lacan zurück, sondern, wie gezeigt, ebenso auf Derridas grundlegende Repräsentationskritik. Insbesondere die Deutung des Weiblichen als positiv bewertetes Unabgeschlossenes und Subversives, welches die binären Strukturen des Symbolischen aufzubrechen in der Lage sei, wurde zu einem einflussreichen Gedanken (Kap. III.5, Abschn. 7 u. 8).

Weitere bereits erwähnte Motive und theoretische Stränge aus den Texten Derridas lassen sich im feministischen Kontext wiederfinden, wie die Koppelung von Setzung und Entzug bei Kristeva (die Derrida allerdings nicht auf Körperlich-Triebhaftes, sondern die Unmöglichkeit eines letzten Grundes zurückführt) oder Performanz als Handlungsmacht der Sprache, sowie die Katachrese als Setzung des Subjekts. Was sich jedoch im feministisch-poststruktrualistischen Spektrum so nicht findet, ist die fast vollständige Abkehr vom Subjekt, das nur noch in Minimalbestimmungen einen Ausdruck findet (in der Metaphorik des *Subjektils* als nurmehr bedeutungsloser Signifikant, als Bewegung der *différance* bzw. ständiges Oszillieren gegen rationalistische Instrumentalisierung).

Auch in den US-amerikanischen feministischen Ansätzen, die neben Derridas Kritik vor allem Paul de Mans Strategie aufgriffen, aporetische Strukturen aufzuweisen, die sie zu einem rein rhetorischen Verständnis

von Geschlecht führten, blieb zumindest das lesende Subjekt, welches diesen Aufweis führte (vgl. Kap. III.5, 7 Abschn.). Die Geschlechterdifferenz wurde bei den US-amerikanischen Theoretikerinnen nicht körperlich begründet, sondern rückte in die Position der fixierenden Metapher, insofern ihr zugesprochen wurde, das Verhältnis von Signifikat/ Signifikant, eigentlich/uneigentlich, Identität/Heterogenität als hierarchische Relation zu organisieren. Dagegen wurde die Verschiebung (im Sinne Derridas) angestrebt, etwa mithilfe der nun (anders als bei Irigaray) positiv bewerteten Travestie und Parodie. Die negative Strategie der Nicht-Benennung wurde jedoch problematisch in Bezug auf ein lesendes und politisch agierendes »Subjekt Frau«. Um hier Abhilfe zu schaffen, schlug Menke die Prosopopöie als zugleich setzende und diese Setzung ausstellende Figur vor. Letztlich blieb aber die Verwobenheit von Textualität und Weiblichkeit, die beide im Sinne der Unnennbarkeit füreinander einstehen sollten, unbefriedigend (Kap. III.5, achter Abschn.).

In den hier genannten Ansätzen wurde also die Metapher erweitert um die rhetorischen Formen der Metonymie, der Parodie und Travestie sowie Katachrese und Prosopopöie. Mit Ausnahme der Metonymie erscheinen diese Figuren weniger als Abbild oder Spiegel, denn als symbolisch-performativ Instrumente zur Konstruktion und Verschiebung möglicher symbolischer Positionierungen. Die Bewertung der Metapher verschob sie hier gegenüber den im vorigen Unterkapitel zusammengefassten Ansätzen: Sie galt in ihrem fixierenden Charakter als verdeckend, während den Figuren der Metonymie, Allegorie, Parodie etc. eine reflexive Funktion zugesprochen wurde, über die generelle Entstehung und Funktion bestimmter Bedeutungsmuster Auskunft zu geben. Inhaltlich blieb Weiblichkeit an eine fortgesetzte Selbstsubversion verwiesen, wobei die sozialen Konsequenzen abstrakt blieben. Das verleitete zu einer wortwörtlichen Übertragung dekonstruktiver Theoreme auf soziale Situationen mit eher zweifelhaften Ergebnissen (wie etwa bei Barbara Johnson in Kap. III.5 dargestellt).

Eine ähnliche Indienstnahme für feministische Anliegen fand mit Foucaults Konzepten des Selbst statt (III.6). Probyn begründete dies als eine wirkungsvolle Strategie der Projektion von Konzepten und Bildern auf die soziale Wirklichkeit, um Aufschluss über sie zu gewinnen. Entscheidend für die feministischen Diskussionen ist also, so ließe sich schlussfolgern, weniger die Erkenntnis über die Wirkungsweise von Bildern, Text oder Symbolischem als solchen, als vielmehr die Möglichkeit der Erkenntnis über konkrete soziale, an Geschlecht und andere Zuschreibungen gebundene Konstellationen und die Möglichkeit ihrer Veränderung. Darin weisen die dargestellten feministischen Strategien

Ähnlichkeiten zu postkolonialen auf, die sich ebenfalls auf konkrete Situationen, wie die der Migration, beziehen (Kap. IV.2.).

Soziosymbolische Gewebe

Die Engführung von sozialen Phänomenen und symbolischen Erklärungsmustern kann als das Anliegen sowohl von Butler als auch von Trinh und Haraway beschrieben werden. Butlers Ansätze können als Fortsetzung der hier entworfenen mimetisch-dekonstruierenden Linie gelesen werden. Wie gezeigt, versah Butler das rhetorische Verständnis von Geschlecht über die Begriffe des Performativen (Derrida) sowie der Diskurspraktiken (Foucault) mit einer stärkeren Handlungsorientierung (IV.1.; IV.4.1). Parodie und Travestie werden hier einerseits zum Modell für die Genese der Geschlechtsidentität, die hier weniger als rhetorische Figur, denn als performativer Sprechakt konzipiert ist. Zum anderen werden sie als diskursive Praktiken vorgestellt, die, indem sie den un-eigentlichen und damit kontingen-ten Charakter der Geschlechtsidentität ausstellen, andere Entwürfe denkbar machen sollen. Die Geschlechts-identität mit ihrer Verknüpfung von *sex*, *gender* und Begehrten erschien bei Butler als der zentrale fixierende Mechanismus. Butlers generelle Strategie der Desidentifizierung kam dort an ihre Grenze, wo mit der Aufgabe identitätsfixierender Benennung, wie dem »Subjekt Frau«, keine Artikulationsmöglichkeit mehr vorhanden schien. Butler wich hier auf die Katachrese aus, die als »unrichtige Benennung« ihren Setzungs-charakter mit aussellt. Inhaltliche Vorgaben machte Butler hingegen nicht, ihr vergeschlechtlichtes Körpersubjekt bleibt strikt formal auf die Möglichkeit der Umschreibung (*resignification*) hin orientiert.

Allgemein erschien, wie bei Derrida, Textualität als ein dritter Raum zwischen subjektiven und normativen/gesetzesmäßigen Kräften, der Existenzformen wie Handlungsmöglichkeiten bedingt. Spezieller ist es bei Butler die Performativität im Sinne einer Sprachhandlungsmacht, welches die Körper mit diskursiven Normen verbindet (IV.1.2). Schließlich lassen sich noch zwei weitere Übergangsräume identifizieren, die sich stärker an die Einzelnen binden. Das wäre zum einen die »Faltung« oder Wendung der Machtbeziehungen sich zurück, womit Butler einen Übergang zwischen Psychischem und Sozialem mit dem Effekt der Identitätsstiftung beschreibt (IV.1.2). Die *Trope* wird hier (wie auch die *Falte* bei Probyn, Kap. III.6), zum Modell für das Subjekt. Zum anderen stellt das Ethos einen Übergangsraum zwischen dem Anderen und dem Ich im Sinne Foucaults dar (IV.1, sechster Abschn. s.u.).

Trinh T. Minh-ha verband ihr mimetisches Verfahren mit einer negativen Strategie, die im Dienste von positiven Ermöglichungsformen

des Subjekts stand. Überschritten schon die in Kap. III betrachteten mimetischen Ansätze die Einteilung in poststrukturalistisch versus ideologiekritisch bzw. dekonstruktiv versus konstruktiv, so lässt sich dies erst recht für die Trinh konstatieren, deren Texte sich konsequent quer zu den hier benutzen Schematisierungen verhalten. Die entworfenen dritten Räume, sei es in figürlicher Gestalt der *un/an/geeigneten Anderen* oder struktureller Art des leeren Raums oder des *Intervalls* sind in keiner Weise positiv fixiert. Darin unterscheiden sie sich nicht nur von anderen, positiv entworfenen feministischen dritten Räumen (bei de Lauretis, Haraway), sondern auch von Kristevas negativem Raum der semiotischen Chora, in dem das negative Element mit dem »Triebhaften«, d.h. im weitesten Sinne mit psycho-physischen Einflüssen des Einzelnen, bezeichnet wird. Bei Trinh entsteht das negierende Moment durch das Zulassen aller Arten von Differenz, die als Grundbedingung von Bedeutung aufgefasst wird, insofern durch ihre Einwirkung – sei es in Gestalt von Pluralisierung von Bedeutung oder aber durch ihren Entzug – neue Bedeutungsformen ermöglicht werden.

Das negative Moment erscheint bei Trinh nicht als Teil einer dialektischen Bewegung (wie es bei Kristeva u.a. anklingt), sondern seriell (ähnlich wie bei Derrida). Anders als in anderen poststrukturalistisch beeinflussten Ansätzen stellt Trinh auch keine Hierarchie der Signifikationsverfahren auf. So erscheinen metonymische Bedeutungsmustern nicht vorab als die adäquateren gegenüber metaphorischen, sondern der Fokus liegt auf dem jeweiligen Kontext bzw. auf Wechselprozessen.

Donna Haraway setzte, wie gezeigt, die bildlich-konstruierende Linie fort, wobei sie das Spektrum möglicher Machtformen (im Foucaultschen Sinn) um die *Figurierungsmacht* bereicherte, der sie eine konstitutive Rolle für das Subjekt wie Wirklichkeit allgemein zusprach (IV.3, 4. Abschn.). Im Rahmen der Netzwerktheorie fungiert bei Haraway prinzipiell jeder »Knotenpunkt« als ein hybrider Raum, an dem sich Differenzen überlagern. Ausgeführt wird das vor allem am Cyborg-Mythos, in dem sich zwei divergierende Perspektiven treffen, die, anders als der konzeptuellen Metapher zugeschrieben wird (s.o.), tatsächlich auch zwei Lesarten zulassen, die nicht dialektisch vermittelt werden (vgl. Kap. IV.3, zweiter Abschn.).

Das Cyborg-Subjekt stellte sowohl eine programmatische Form für die Einzelnen auf der Basis des Leib- und Erfahrungssubjekts dar, nun gestaltet als »Verkörperung« und »Hybridität«, als auch für die Fortführung des situierten Erkenntnis-Subjekts zu einer konstruierten ZeugInnen-Position. An die Stelle eines vereinheitlichten »Subjekts Frau« trat ein kollektives Subjekt, das sich nach dem Muster des Netzes zusammenfinden sollte, und zwar auf der Basis von »Affinität« (anstatt Ge-

schlechtsidentität o.ä.), wie es im postkolonialen Feminismus vorgeschlagen wurde. Figurierungen stellten bei Haraway sowohl das Modell für Existenzformen dar, als sie sie auch performativ bestimmen. Während sie also einerseits Existenzformen ermöglichen, erreichen sie ihre Grenze dort, wo sie sich vom Modell zum Abbild verfestigen. Haraway fasste dieses fixierende Moment der Subjekt-Figuren im Konzept des *Fetisches*, mit dem sie ebenfalls das psycholinguistische Moment vor einem rein rhetorischen betonte (wie es ebenfalls im lacanschen Metaphernbegriff implizierte war, im Unterschied zum hermeneutischen Verständnis). Kap. IV.3, vierter u. fünfter Abschnitt).

Bei der Betrachtung moderner und postmoderner, feministisch wie nicht-feministischer Subjektformen als »dritte Räume«, also eine symbolische Form, in dem Unvereinbares in eine Relation gebracht werden kann, wie die Bestimmung im postkolonialen Kontext lautete (IV.2.5), stellt sich abschließend die Frage, inwiefern die gerade beschriebenen Subjekt-»Räume« eine vermittelnde oder eine verstörende Wirkung hervorrufen, also den Rahmen tradierter Bedeutungsmuster aufbrechen oder bestätigen. Breger/Döring bestimmten eine vermittelnde Funktion dort, wo das Dritte »mit dem Ersten/Eigenen kollaboriert oder kollabiert«, während es »im Bannkreis des Zweiten oder a/Anderen« verstöre (Breger/Döring 1998, 9).

Entsprechend ließe sich vermuten, dass das Störpotenzial bei denjenigen der hier aufgezählten Ansätze größer ist, die sich näher am Pol des Textes befinden, während bei den Subjekt-orientierteren Ansätzen eher der Gestus der Vermittlung oder auch Vereinnahmung vorherrscht. Tatsächlich lässt sich eine Instrumentalisierung von Text und Metapher bei den im vorigen Unterkapitel unter *Subjekt-Metaphern* aufgeführten Ansätzen beobachten. Ihre Funktion besteht im starken Maße darin, ein tatsächliches oder zukünftiges Subjekt zu spiegeln bzw. eine Imago als Identifikationsgrundlage eines »Subjekts Frau« bereitzustellen. Dazu wurden positive Strategien gewählt, die sich bedeutungsstabilisierender Figuren bedienten, des Begriffs bzw. der Metapher in der Funktion eines Begriffs. Allerdings lässt sich eine strikte Zuordnung nicht ganz so einfach treffen. So kam auch der metonymischen Schrift die Funktion der Spiegelung zu bzw. der Artikulation/Konstitution einer bestimmten Form von Weiblichkeit. Andererseits waren auch die positiven, literalisierenden feministischen Strategien zunächst verstörend und brachten durch die Einführung der Kategorie Geschlecht eine neue Sichtweise hervor, während auf der anderen Seite feministische Dekonstruktionen an Störkraft verloren, je einförmiger sie die Subversionskraft von Tropen behaupteten.

Tendenziell erschien bei allen feministischen Ansätzen die Frage eines instrumentellen Einsatzes symbolisch-sprachlicher Figuren bzw. die Aneignung einer symbolischer Position oder Macht dringlicher als die Frage nach textuellen Strukturen bzw. ihrer Freisetzung als solche. Vereindeutigungen im Sinne einer metareflexiven Betrachtung bildlich-vieldeutiger Repräsentationsformen zum Zweck der Kritik fanden vielerorts statt. Sie stellten die Grundlage dar sowohl für die der Metapher zugeschriebene Erkenntnisfunktion als auch für Ansätze der Veränderung, sei es von Bewusstsein wie von symbolischen Strukturen.

Für die Frage nach der Verstörung wird also ebenfalls relevant, ob und wie tatsächlich Unvereinbarkeiten aufeinandertreffen, bzw. solche Differenzen, die als unvereinbar gelten (wie das, was, was als Eigenbewegung des Textes und das, was als Eigenbewegung des Subjektiven gilt). Wichtig wird in diesem Zusammenhang wieder die postkoloniale Frage nach dem Umgang mit Gleichhem und Differentem, also wie im Einzelnen mit den Unvereinbarkeiten verfahren wird, wie sie etwa im textuellen Subjekt aufeinandertreffen, und wie sie bewertet werden. Dafür bleibt der genealogische Blick auf das Zustandekommen von Differenz- und Identitätssetzungen unter sozio-kulturellen Machtbedingungen elementar wichtig, wie auch die in Kap. IV thematisierten Arbeiten vorgeführt haben. Unter dieser Perspektive könnten schließlich auch ideologiekritische wie poststrukturalistisch-»postmoderne« Anliegen zusammenkommen.

Die Frage nach Differenz- und Identitätssetzungen und nach den Möglichkeiten der Veränderung hängt in entscheidendem Maße von dem generellen Textmodell ab, das ihnen unterlegt ist. Sie sollen für das Text-Subjekt im folgenden Kapitel nochmal abschließend für diese Arbeit beleuchtet werden.

3. Repräsentation, Performanz und Indexikalität

Bedeutung zwischen Oberfläche und Tiefe

In dieser Arbeit wurden zwei Modelle der Repräsentation (im engeren Sinne) als Ausgangspunkte für die vorgestellten Ansätze bestimmt. Zum einen das struktural-psychoanalytische Modell der *Symbolischen Ordnung*, auf die kulturelle Ordnungsmuster, wie insbesondere die Geschlechterdifferenz und die sprachliche Verortung des Subjekts, zurückgeführt wurden. Zum anderen war die Rede von (im weiteren Sinne)

hermeneutischen Modellen, die einen Bedeutungsrahmen in Gestalt eines »Horizonts«, eines »Hintergrundes« o.ä. annahmen, und die mit dem Konzept von *Hintergrundannahmen*, wie Susan Hekman es ausführte, konkretisiert wurden. Beide Ansätze gerieten als hermeneutische Tiefenmodelle in die Kritik, Bedeutungen derart zu determinieren, dass die angestrebten Subversionen, Veränderungen und Verschiebungen konterkariert würden. Solange die Geschlechterdifferenz stets strukturell vorausgesetzt würde, so eine Kritik an feministischen Untersuchungen der 1980er Jahre, blieben auch die Ergebnisse der Analyse stets auf vorhersehbare Weise die gleichen (Kap. III. 5.3, 5.7).

Das Konzept der Hintergrundannahmen erschien zunächst neutraler, da es veränderbar gedacht und inhaltlich nicht (über die Ödipus-Struktur, Geschlechterdifferenz u.a.) bestimmt ist (vgl. Kap. IV.4.2). Allerdings wurde auch in Hekmans modifizierter Version, in der sie eine lineare Bedeutungssprechung durch eine schrittweise Umwandlung ersetzte, nicht erklärt, wie sich eine solche Transformation vollzieht. Im Unterschied dazu gibt das psychoanalytische Konzept der Symbolischen Ordnung darauf eine Antwort: Es sind die bei Freud beschriebenen Traumprinzipien wie v.a. die metonymische Verschiebung und die metaphorische Verdichtung, durch die sich Tiefenbedeutungen entschlüsseln lassen, und die, wie oben ausgeführt, zu Repräsentationsfiguren wurden, die Aufschluss über die subjektive bzw. weibliche Verfasstheit geben sollten. In einen allgemeineren Sinn verweisen die Mechanismen des Unbewussten auf die Mehrdeutigkeit von Repräsentationen, die sich einer letzten Sinnstiftung entziehen, so dass es sich schon nicht mehr um direkte Bedeutungssprechungen handelt, noch um welche, die vollständig entziffert werden könnten. Es kommt also sehr stark auf Kontext und Lesart an, ob Bedeutungsmuster als direkte Entsprechungen einer vorausgesetzten Tiefenbedeutung verstanden werden, oder als Bedeutungsverweisung, ob sie inhaltlich oder strukturell gedeutet werden.

In Fortsetzung der letzteren Lesart ging es Derrida darum, über die Konzepte der *Iteration* und *Différance*, der verschiebenden/aufschiebenden Wiederholung, die symbolische Gesetzesstruktur in Bewegung zu bringen. An die Stelle klar getrennter Ebenen trat die *Performanz*, wie oben gezeigt (Kap. II.4.1), als eine serielle Transformation über unterschiedliche Bedeutungsebenen hinweg. Sie sollte ermöglichen, dass sich über Brüche und Kontextveränderungen unterschiedliche Bedeutungsaspekte immer wieder anders artikulieren können. Als eine der Bedeutung vorgängige Bedingung durchkreuzte die Performanz auch den Gegensatz zwischen (einer zugrundeliegenden) Struktur und (aktueller bzw. kontextgebundenem) Gebrauch, wie er in sprachlichen Tiefenmodellen angelegt ist (Kap. I.3, im Zusammenhang mit Butler Kap. IV.1.4).

Nach den Theoretikerinnen der amerikanischen Dekonstruktion nahm auch Butler diesen Ansatz auf, um eine grundsätzliche Wandlungsfähigkeit des Symbolischen zu begründen. Die Gesetze des Symbolischen sollten auf diese Weise nicht als vorgängig gesetzt erscheinen, sondern als Normen, die im Zitieren artikuliert und verkörpert werden und sich entsprechend des jeweiligen Kontextes ihres Auftretens auch verändern können (Kap. IV.1.2). Die Grenzen von Butlers Konzept der Performativität zeigten sich dort, wo im Zusammenfall von Gesetz, Macht und Repräsentation erneut eine determinierende Struktur entstand, die eine Unterscheidung zwischen dem Gebrauch und der Wirkung von Äußerungen nicht mehr zuließ (IV.1.3). Dieses Phänomen ließe sich auch als eine Variante des referentiellen Fehlschlusses deuten: Während bei diesem das sprachliche Zeichen mit dem Objekt gleichgesetzt wird, so wird bei dem, was man einen »performativen Fehlschluss« nennen könnte, von einer Sprechhandlung auf einen Handlungseffekt geschlossen.

Das Konzept des Performativen mit seinen möglichen Fehlschlüssen gibt im Rückblick auch Aufschluss über die Funktionsweise der literalisierenden Strategien, die in Kap. III.3 vorgestellt wurden. Darstellungen insbesondere des weiblichen Körpers wurden nicht nur eine wörtlich zu lesende Eindeutigkeit zugesprochen (wie z.B: als »unterdrückt«, »zerstört« etc. bei Millett), sondern auch eine eindeutige Wirkung auf Leser (wie z.B. eine Stärkung durch Herrschaftsausübung) und vor allem auf Leserinnen (eine Schwächung/»Entfremdung« bzw. »Vermännlichung« bei Fetterley u.a.). Im Gegenzug lassen sich die Bemühungen um die Etablierung einer weiblichen Leserin als performativ verstehen, nämlich als Sprechakte, die ausführen, wovon sie sprechen, und darüber eine Sprechposition setzen. Problematisch erscheint dabei nicht zuletzt auch die Unterstellung einer Instrumentalisierbarkeit für eigene Zwecke. Genauso das geschah in der frühen Butler-Rezeption, in der der Gender-Akt als Performance verfügbar schien (Kap. IV.1.1 und 2.). Über den Bedeutungsgehalt der Performance, die Butler der Geschlechts-Performanz hinzufügte, um den Akt der Verkörperung (von Normen) herauszustellen, ergaben sich weitere Fehllektüren. Der darin enthaltene Bezug auf situative Kontexte ebenso wie die Annäherung von Geschlechtskörper und Zeichenkörper führten, unter Bezug auf den Topos der Materialität des Signifikanten, zu einer wortwörtlichen Lesart einer Eigenbedeutung des Körpers (vgl. Kap. IV.1.5). Eine Gleichsetzung von Zeichenkörper und weiblichem Körper hatte auch zuvor stattgefunden (vgl. zusammenfassend III.7.3), trat aber erst seit dem Butler-Diskurs unter dem Namen des Performativen auf. Performativität erweist sich so als ein Konzept,

das sowohl Literalisierungsverfahren im Zusammenhang mit Sprechakten beschreibt, als es ihnen auch Vorschub leistet.

Neben der Performativität derridascher und butlerscher Prägung ließen sich auch bei Foucault Ansätze finden, das von ihm scharf kritisierte Tiefenmodell zu unterlaufen (zur Kritik vgl. Kap. II.5.1, 5.4). Anders als Derrida gestaltete Foucault nicht die ganze Wirklichkeit zu einem allgemeinen Textraum aus Spuren und Verweisungsbewegungen zur Übertragung von Bedeutung um (Kap. II.4.2), sondern beschränkte sich auf kleinere Einheiten. Diskurse, Dispositive und lokale Praktiken bezeichneten Zwischenbereiche, die ohne Subjekt oder Struktur als Handlungsträger auskommen. Entsprechend wurden auch keine verdeckten Geheimnisse oder verborgenen Tiefenbedeutungen aufgedeckt, sondern das Zustandekommen solcher Muster sollte Gegenstand der Analyse sein. Die Darstellung des diskursiven Subjekts erscheint im Gegenzug rein positiv. Wie gezeigt, waren neben dem Konzept des Diskurses und der Praktiken vor allem die Selbsttechniken einflussreich im feministischen Spektrum (III.6.3). Wenn sich auch das ästhetische Selbst im Sinne Foucaults als eine stilisierte, ästhetische Formgebung bzw. als Ausdruck eines sich ständig wechselnden Selbstverhältnisses (Kap. II.5.2) im feministischen Kontext so nicht wiederfindet, so trafen die Vorstellung einer ästhetischen Gestaltung eines Selbst sehr wohl auf feministische Anliegen (Kap. III.2, III.6). Darüber hinaus hatte sich gezeigt, dass die Selbstkonstituierung über Bilder, wie sie in unterschiedlichen feministischen Ansätzen, nicht zuletzt bei Haraway, praktiziert wurde, in der foucaultschen Terminologie und in Einklang mit seinem Machtkonzept beschrieben werden konnte, so dass das Konzept der Selbsttechnologien selbst eine Erweiterung erfuhr (durch Signifikationstechnologien bei Haraway, IV.3.4 und 5, etwas anders auch durch Bildprojektion bei Probyn, III.6.4).

In Bezug auf das Bedeutungsmodell ist nun interessant, dass die Kernpunkte der Kritik an den Tiefenmodellen von Butler, Trinh oder Haraway zwar geteilt werden, aber andere Konsequenzen daraus gezogen werden. So schloss sich Butler der Kritik Foucaults an der Produktion des Bereichs des »Unnennbaren«, etwa in Gestalt eines geheimnisvollen Wesenskerns an (in Butler 1990, vgl. Kap. IV.1.2), zog aber daraus nicht die Schlussfolgerung, einzig *eine* Ebene der Praktiken anzuerkennen, sondern fragte nach strukturellen Ein- und Ausschlussbedingungen vergeschlechtlichter Subjekte. An die Stelle eines Oberflächen-/Tiefen-Dualismus tritt die neutralere Innen/Außen-Ordnung, mit der Ausschlüsse signifikativer wie sozialer Art als *soziale* Ausschlüsse beschrieben werden. Ähnlich wie für Derrida gilt für Butler das Außer-symbolische nicht als etwas, das als ganz Anderes der Sprache entge-

gengesetzt ist (als unergründbares Sein), sondern als »das Andere, das ohne Sprache sei« (Bossinade 2000, 13).

Eine andere Akzentuierung weisen, wie gezeigt, die Texte Trinhs auf, welche vor (oder mit) der Resignifikation Dekonstruktions- und Entnennungsstrategien als negative Verfahren propagieren. Ihr Ansatz scheint dennoch auf den ersten Blick näher bei Foucault zu liegen, insofern sich beide Elemente seiner Diskursstrategie – Positivierung einerseits, Schweigetaktiken andererseits – auch hier wiederfinden. Ähnlich wie bei Foucault sind Trinhs Texte mit je konkreten Situationen und Diskurspraktiken befasst. Das bedeutet allerdings nicht, das sie auf das Konstrukt einer Tiefenebene, von Strukturen oder Codes verzichten, sondern diese sind ebenfalls mit der Forderung verbunden, dass sie als spezifische Wissenspraktiken in Bezug auf das, was sie zu erklären suchen, unter der Anerkennung von (Selbst-)Differenz reflektiert und modifiziert werden müssen. Zur Veränderung vorgegebener Repräsentationsformen beruft sich Trinh ebenfalls auf die (reflektierte) Wiederholungen, die bei ihr die Gestalt des Intervalls annehmen. Dadurch soll die Macht der Repräsentation selbst in den Blick kommen und Öffnungen schaffen für Darstellungen des Anderen/ andere Darstellungen (vgl. Trinh 1991, 190).

Haraway folgte zunächst der positiven Strategie Foucaults mit der Darstellungsform des Netzes, das ebenfalls keine geheimnisvolle Tieffenschicht aufweist, modifizierte es jedoch anschließend (s.u.).

Ein weiterer Einwand gegenüber dem Konzept der Hintergrundannahmen betraf den (uneinlösbar) Anspruch der Vollständigkeit, nämlich »einen Hintergrund, der aus einer endlosen Reihe von Glauben besteht, deren jeder selbst wiederum nur vor einem weiteren Hintergrund Sinn ergibt, aufzuklären«, wie Dreyfus/Rabinow kritisierten (1987, 62f). Die Frage nach »dem Ganzen« erscheint jedoch im feministischen Kontext verschoben: Es geht nicht um die Aufklärung *sämtlicher* »unbefragter Bindungen und Praktiken« (ebd.), sondern um den Aufweis *bestimmter* bedeutungsprägender Repräsentationsverhältnisse, wie diejenigen, die um die Geschlechterdifferenz in bestimmten Kontexten (wie in den Technowissenschaften, sozio-politischen Diskursen etc.) eingerichtet sind. Sie wurden zum Ansatzpunkt für die Frage nach der Möglichkeit ihrer Veränderung, auf Vollständigkeit kommt es hier nicht an. Entsprechend gibt es auch keinen zwingenden Anlass, auf die Annahme kulturell geteilter Auffassungen auf einer strukturellen Ebene – die vielleicht besser als »quasi-strukturell« bezeichnet werden sollte, um die Vorstellung einer ahistorischen Gegebenheit zu vermeiden – zu verzichten.

Im Gegenteil hatte sich gezeigt, dass dem Offenhalten verschiedener Ebenen oder Bedeutungsdimensionen eine wichtige Funktion zukommt. Nicht nur bei Butler drohte, wie oben für die Performativität beschrieben, eine deterministische Verflachung. Auch in den Texten Haraways wurde die Wirkungsweise der Codes fragwürdig, wenn ihnen zugeschrieben wurde, nicht nur Bedeutung, sondern gleich das Verhalten zu bestimmen (Haraway 2000, 93; Kap. IV.3.4), so dass das Modell in den Verdacht gerät, über behaviouristische Grundannahmen zu funktionieren: Zwischen Code und Verhalten gibt es kein vermittelndes Drittes (außer dem diffusen »Netz« im Allgemeinen). Ein solche Instanz wäre etwa das Imaginäre, das von Butler in Anspruch genommen wurde, um es seinerseits einer historisch-kulturellen Betrachtungsweise zugänglich zu machen, so dass es zwar ebenfalls als ein Effekt erscheint, aber dennoch in seiner Wirkung beschrieben werden kann (in Butler 1995, insbesondere in 1997b, Kap. IV.1.2). Eine solche Verknüpfung zwischen dem Sozio-Symbolischen und dem Individuellen erscheint sinnvoll, um sowohl Bedeutungsverschiebungen lokalisieren als auch einen handlungsbefähigenden Abstand einrichten zu können. Fehlt diese Dimension, dann können nicht-rationale, verschobene und vor allem verdrängte Bedeutungen schwerlich erklärt werden, ebensowenig wie mögliche Gründe dafür. In den Modellen von Foucault und Latour wird denn auch auf die Erklärung möglicher Motive verzichtet, zugunsten einer positiven Beschreibung von Bedeutungsverbindungen und Separationen. Insofern Haraway diesen Ansätzen folgte, sah sie sich gezwungen, diese Ebene, auf die sie im Dienste einer feministischen Kritik nicht verzichten will, in Gestalt ihrer Rahmenerzählung hinzuzufügen. Trinh steht prinzipiell mit ihren situativen Beziehungsgefügen vor demselben Problem, löst dies aber mit dem Bezug auf die (Kolonial-)Geschichte, die von einem übergreifenden Rahmen zu partiellen, sich wechselseitig ergänzenden oder widerstreitenden Erzählungen aufgelöst wird.

Die Frage, welchem Bedeutungsmodell denn nun der Vorzug zu geben sei, wie sie in Kap. IV.1 (*Vom textual turn zum performative turn?*) aufgeworfen wurde, lässt sich vor diesem Hintergrund nicht so einfach beantworten. Die Rede von der Repräsentation impliziert zunächst, dass mindestens zwei Ebenen vorhanden sind, wobei Elemente der einen auf der anderen zur Darstellung kommen. Das kann sich als dualistische Ordnung auswirken, in der eine Ebene (die des Signifikats, der Tiefen-ebene im strukturalen Sprachsystem, des phänomenologischen Hintergrunds, des hermeneutischen Horizonts etc.) vor einer anderen privilegiert und zur Begründung für eine nachgeordnete Oberflächen-Ebene wird. In modifizierten Versionen wurde das Verhältnis zwischen den Ebenen aber bereits als ein komplexer Verweisungsprozess gedacht,

durch den sich zwar das deterministische Moment nicht auflöst, aber relativiert bzw. vervielfältigt.⁷ Der Vorteil einer solchen Ebenen-Unterscheidung liegt vor allem darin, dass sie einen Abstand offenhält, durch den referentielle Fehlschlüsse vermieden sowie übergreifende Differenzen sichtbar werden. Umgekehrt wird zwar mit dem Bezug auf Performanz eine mögliche Rückprojektion (von einer gegebenen Oberfläche auf eine angenommene Tiefe) vermieden, aber noch nicht das Problem zufriedenstellend gelöst, wo und wie sich Bedeutungsmuster tradieren. Entweder tritt eine andere, ebenfalls ideelle Größe an die Stelle der Struktur, sei es ein Prozess des »Aufpropfens« (Derrida, oder auch die Performanz als vorgängige Bedingung von Sprache selbst), ein »Gesamtkontext« (Austin), »performative Körper« (Butler) oder »Hybride« (Latour), die ein lokales Aufeinandertreffen von Differenzen ermöglichen sollen. Oder aber die Ebenen drohen zusammenzufallen, so dass diskursübergreifende, strukturelle Mechanismen nicht mehr plausibel thematisiert werden können.

Um eben dieses Zusammenfallen zu vermeiden, möchte ich, sozusagen als dritte Dimension des Bedeutung nach der repräsentativen Darstellung und der performativen Handlung, an dieser Stelle die Indexikalität erneut ins Spiel bringen. Als mediale, produktiv gedachte Verweisungsspur, wie sie sich mit Derrida lesen lässt, kann sie Bedeutungsebenen offen halten, ohne eine direkte Entsprechung, aber auch ohne einen absoluten Bruch vorauszusetzen.⁸ Was das für das Subjekt bedeuten könnte, soll im folgenden Unterkapitel gezeigt werden.

Indexikalität und Subjektivität

Die dem Index zugewiesene Wirkungsweise erscheint ambivalent. Wie in Kapitel II.4 (erster Abschn.) gezeigt, wurde der Index in der Semiotik von Ch. S. Peirce als eine spezielle Form des Zeichens bestimmt, das (im Unterschied zum »Ikon« oder »Symbol«) eine »existentielle« Relation zu einem Objekt aufweist: »Ein *Index* ist ein Zeichen, dessen zei-

7 Siehe Schade (2002, 2004) zum Repräsentationsmodell als »Schnittstelle« (vgl. Kap. IV.1.5).

8 Mir geht es hier nicht darum, den Begriff der Repräsentation »abzulösen«, sondern mithilfe des Begriffs der Indexikalität den Bedeutungsgehalt des Verweisens (im Unterschied zum abbildhaften Darstellen, wie er dem traditionellen Repräsentationsbegriff anhaftet), stärker zu betonen. Eine Modifizierung des Repräsentationsbegriffes in einem ähnlichen Sinn (psychoanalytisch begründet) wurde, wie bereits ausgeführt, von Schade (s. vorige Fussnote) unternommen. Mir geht es hier jedoch in erster Linie darum, eine sprachtheoretische Beschreibungskategorie für unterschiedliche Vorstellungen über das Verhältnis zwischen Subjekt und Text zu gewinnen.

chenkonstitutive Beschaffenheit in einer Zweitheit oder einer existentiellen Relation zu seinem Objekt liegt.« (Peirce 1983, 65). Das lässt sich einerseits so lesen, als stellte eine bestimmte gemeinsame, »reale« Grundlage die (ansonsten arbiträre) Verbindung her. Darüber hinaus erscheint diese Beziehung als eine der Kausalität und sogar der Wesensähnlichkeit, wie folgendes Beispiel nahelegt, das Peirce für den Index anführt: »So ist ein Wetterhahn nicht nur ein Zeichen des Windes, weil der Wind tatsächlich auf ihn einwirkt, sondern er ist außerdem dem Wind ähnlich in Bezug auf die Richtung, die dieser nimmt.« (Ebd.) Aufgrund der Verwiesenheit an einen gemeinsamen Kontext gilt der Index denn auch als ein Zeichen mit besonderem Realitäts- und Erfahrungsbezug (vgl. Bußmann 1983). Zugleich machte Peirce jedoch deutlich, dass sowohl das Zeichen als auch das Objekt (als Referenz) auf der Repräsentationsebene angesiedelt sind. Auf außersprachliche Objekte kann das Zeichen nur »durch eine Andeutung verweisen« (Peirce 1983, 26). Die existenzielle Dimension zeigt sich vielmehr daran, wie etwas zur »Gewißheit« wird (ebd., 66), und das wiederum hängt von seiner Wiederholbarkeit ab.⁹ Diese Bestimmung legt nahe, dass es nicht der kontingente Kontext, noch das Ding ist, die dem Zeichen unvermittelt ihre Bedeutung auferlegen, sondern bereits eine konventionalisierte Beziehung (als die auch »Erfahrung« nun zählen kann) besteht.¹⁰ Interessant erscheint mir daran, dass ein Kontextbezug hergestellt wird, der sich dann auch als ein solch herstellter erweist: Erst in der (zugeschriebenen) Wiederholung wird er wirklich, erst als codifizierte Geste (und erst im Nachhinein) entsteht die »Gewißheit« über eine Kausalität bzw. eine Wesensähnlichkeit.

Dieser Umstand lässt sich nutzen, um die Funktionsweise der Repräsentationsformen des Subjekts näher zu beleuchten. Die Wirkungsweise (zumindest die vorausgesetzte) der rhetorischen Tropen lässt sich nun insofern als indexikal bezeichnen, als die Figuren bestimmte Zeichenbeziehungen herstellten, mit denen ebenfalls Wesensähnlichkeiten be-

9 Wirklichkeit ist für Peirce nach dem Vorbild des naturwissenschaftlichen Gesetzes verfasst: »Es [= das Gesetz, d.V.] kann nur für etwas wahr sein, das unbegrenzt oft sich wieder ereignen kann.« (Peirce 1983, 66). Die Wiederholung erst stellt eine Selbstidentität her: »Das ›existierende‹ Ding ist individuell nur in dem Sinne als es ein kontinuierliches Gesetz ist, das Ereignisse in einer Folge von Augenblicken kontrolliert und vereinheitlicht.« (Peirce 1983, 66).

10 Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt man, wenn man Peirce Konzept der infiniten Semiose zugrundelegt, um jegliches Vorstellungsbild (»Interpretant«) eines »existentiellen Objekts« als Zeichen zu erweisen. Bal/Bryson (1991) nahmen eine solche Lektüre vor, um eine Verbindung zu Derridas Spur herzustellen (vgl. Kap. II.4.1).

hauptet wurden: zwischen der Metapher und dem Subjekt bzw. Weiblichkeit, zwischen der Metonymie, Travestie, Katachrese, Prosopopöie und Weiblichkeit, zwischen der Apostrophe und dem Tod etc. Weiblichkeit oder Subjektivität erschienen nun in dem Sinne wirklich zu werden, wie sie als wiederholbares (und damit zugleich auch verschiebbares) Zeichen artikuliert werden konnten.

Unter der Perspektive von Derrida oder Lacan ließe sich einwenden, dass diese Eigenschaften jedem Zeichen zukommen, nicht bloß dem indexikalnen. Das ist sicher richtig, zumal sich auch die Zeichenbewegungen des Metonymischen, denen Lacan zuschrieb, das wahre Selbst des Unbewussten artikulieren zu können (vgl. Kap. II.3) oder die wiederholenden Bewegung der *differance* (bzw. der Spur) als indexikal bezeichnen ließen. Was im Ausdruck des Indexikalnen stärker pointiert ist, ist eine gewisse *Mitteilungskraft des Realen*, wie ich es hier nennen möchte,¹¹ die nicht unbedingt oder nicht nur als reines Abbild in Erscheinung tritt, sondern als hergestellte Verweisspur mit unterschiedlichen Abstufungen fassbarer wird. Mit dieser Verweisspur soll nun das eingeholt werden, was ich an anderer Stelle das »Gefühl des Realen« genannt hatte, das Begehr nach Selbstartikulation und Wirklich-Werden, das vor allem den literalisierenden feministischen Lektüren unterliegt (Kap. III.2 und 3; III.7, zweiter Abschn.).

Die Abstufungen beziehen sich darauf, wie wörtlich oder vermittelt sich die Wesensähnlichkeit mitteilt (d.h. hier und im Folgenden: ihr zugeschrieben wird, sich mitzuteilen). In den früheren feministischen Ansätzen schien sich Weiblichkeit fast unmittelbar mitzuteilen, sei es in Form des Leidens an der Unterdrückung oder in (negativen oder positiven) Bezug auf Körperlichkeit, der Realitätsgehalt orientierte sich u.a. an den Verschmelzungsmöglichkeiten zwischen Autorin und Leserin bzw. Figur und Leserin im literarischen Text, deren Ziel eine (neu- oder wiedergewonnene) Ganzheit darstellte. Auch dort, wo an die Stelle einer Ganzheit ein Fließen trat, wie bei Cixous, erschien die metonymische Bewegung als unmittelbare Mitteilung weiblicher Begehrungsformen.

Über mehrere Stufen vermittelt hingegen erschien Körperlich-Semiotisches bei Kristeva. Über das Konzept der Transposition entsteht eine Verweisungsbewegung zwischen Vorsymbolischem und Symbolischem, die mit der Intertextualität auf der symbolischen Ebene weitergeführt wird. Zugleich bleibt aber eine letztendliche Offenheit bestehen, so dass diese Form der Indexikalität (die der Derridas sehr nahe kommt, wie in III.5 gezeigt) das Bedürfnis nach einer Verortung eines Real-Körperlich-

11 In Ermangelung eines anderen Ausdrucks, aber durchaus mit Bezug auf Derridas *Medialität* als Bewegung der Übertragung, vgl. Kap. II.4. (2.).

en *im* Symbolischen bedient, dieses Körperliche jedoch als sozial codiert lesbar bleibt.

Auch bei Weigel wurde der historische Text zwar zunächst als entstellt im Sinne Freuds charakterisiert, so dass unmittelbare Aufschlüsse über Weiblichkeitsformierungen darüber nicht zu erwarten waren. Auf einer rhetorisch begründeten Metaebene sollten sich dann jedoch Ausschluss- und »Entkörperungs«-Mechanismen abzeichnen, die mittels einer Identifizierung von Zeichenkörper und weiblichem Körper erkennbar werden sollten (III.6.2). Ein in dieser Hinsicht ähnlicher Vorgang ließ sich auch bei den amerikanischen Dekonstruktivistinnen beobachten: Während jegliche indexikale Beziehung (in der Definition als direkter Verweis) durch einen literarisch-fiktionalen Bezugsrahmen gekappt schien, wurde er über die Identifizierung von Zeichenkörper und weiblichem Körper (z.B. bei Felman, III.5, siebter Abschn.) wieder eingeführt: Was dem Signifikanten Weiblichkeit angetan zu werden schien, ihn an einer Eigenbedeutung (Weigel) bzw. an der Entfaltung seiner Subversionskraft (Felman u.a. in Anschluss auch an Irigaray, Cixous) zu hindern, erschien zuweilen nicht weniger pathetisch als die Rede von der »Tötung« des Weiblichen in und durch Repräsentationsweisen (Kap. I.2, III.2). Der von Lacan übernommene Rahmen des symbolischen väterlichen Gesetzes verleitete dazu, die symbolische Nicht-Existenz von Weiblichkeit als Beleg für die Unmöglichkeit einer sozialen Existenz von Frauen auszulegen, während im Gegenzug der Aufweis von Subversionsmöglichkeiten des Signifikanten Weiblichkeit Handlungsmöglichkeiten auch auf sozialer Ebene versprach.

Daraufhin fanden bildhafte Selbstkonstruktionen über den entgegengesetzten Weg statt, als gezielte Übertragung von Zeichenrelationen auf einen sozialen Kontext (III.6). Zwar wurde es nun als Strategie auch theoretisch begründet, blieb aber problematisch, wenn der symbolische und der soziale Ort für Frauen in eins fiel (bei de Lauretis, III.6.1). Oder wenn die anvisierte Offenheit durch die Etablierung einer *als-ob*-Beziehung (bei Johnson, Kap. III.5.8) oder als offengelegte »Projektion« (Probyn, Kap. III.6.4) durch eine wiederum zugrundegelegte Wesensgleichheit zwischen dem rhetorischen Ausdruck bzw. dem Bild und dem Objekt (dem weiblichen Körper bzw. dem weiblich vergeschlechtlichten Selbst) durchkreuzt wurde.

Im Kontrast sind bei Butler Verweisspuren angelegt, die weniger auf das Selbst oder den Körper direkt zielen, als auf dessen sprachliche Konstitutierungsweise und den Einfluss des Anderen. Travestie oder Parodie erscheinen nicht als Ausdrucksform eines möglichen Begehrrens, sondern als Aufweis deren sozialer Regulierungsweise, über die zugleich

ein diskursiver Raum geschaffen werden soll, in dem andere Existenz- und Begehrungsformen möglich werden (Kap. IV.1).

Trinh entwarf mit dem indirekten Sprechen (*speaking nearby*) eine andere Strategie, die von vornherein jeden (alleinigen) Wahrheitsanspruch durchkreuzt. Ähnlich wie bei der Indexikalität werden die Relationen betont, also die Gestaltung von Wirklichkeit als das Herstellen von Beziehungen. Stärker als in dem hier entworfenen Begriff von Indexikalität betont das *speaking nearby* die ethische Dimension, durch einen nicht-instrumentellem Umgang, durch Übergänge u.a. auch das Sprechen des Anderen zu ermöglichen (s.u.).

Im Unterschied zu Butlers vermittelten Spuren oder Trinhs indirektem Sprechen sind bei Haraway die indexikalalen Beziehungen ganz direkt: Figuren »sind« soziale Realität, insofern sie sich mit gelebter Wirklichkeit auf einer (Netz-)Ebene befinden; sie repräsentieren und gestalten Welt, wie sie von dieser gestaltet werden (Kap. IV.3).

Indexikalität erscheint bislang als ein geeignetes Mittel, das Verhältnis zwischen sprachlicher Repräsentation und Wirklichkeit bzw. Wirklichkeit in seiner sprachlich-performativen Gestaltung in unterschiedlichen Abstufungen von einem direkten Verweis auf der Basis einer We-sensähnlichkeit bis zur vermittelten Verweisungsspur zu beschreiben.

Während es mir hier vor allem um die Umsetzung oder Befriedigung des »Gefüls des Realen« ging, wurde Indexikalität in der neueren Medientheorie dazu genutzt, einen tatsächlichen Einfluss der Materialität von Medien beschreibbar zu machen. Wirth machte dazu auf eine Unterscheidung aufmerksam, die Peirce zwischen zwei Regelsystemen traf: »Die allgemeinen Regeln, die das Wort betreffen, regulieren als mediale *Regeln der Replikation* den Transformationsprozess des abstrakten *Type* in ein individuelles *Token*. Die symbolischen *Regeln der Signifikation* betreffen dagegen die konventional kodierte Bedeutungszuschreibung, wie sie jedem symbolischen Bezeichnungsverhältnis zugrunde liegt.« (Wirth 2002, 49).

Wirth verweist hier auf die zwei unterschiedlichen Zeichenkategorien, die Peirce (sozusagen in seinem Tiefenmodell) entwarf: Das Zeichen als universaler Begriff (*type*) wird von seinen unterschiedlich aktualisierten Erscheinungsformen (*token*) unterschieden, wobei zwischen ihnen eine indexikale Beziehung besteht: »Das Zeichen als wiederholbares Zeichen ist daher immer die *Replica* eines *Typs*.« (Ebd., 49). Generell erscheint das Modell interessant in Bezug auf Frage der Bedeutungsverfestigung oder –Verflüssigung, die im Zusammenhang mit der Diskussion um das Hintergrundmodell auftrat (Kap. IV.4.2). Denn über den Wiederholungscharakter kann die Sedimentierung von Bedeutung (wie sie Hekman mit Wittgensteins Flussbett-Metapher umschrieb) se-

miotisch begründet werden. Wirth ging es hier jedoch noch um etwas anderes, nämlich eine Unterscheidungsmöglichkeit zwischen der Genese der Form und der der Bedeutung. Beide beruhen auf Wiederholbarkeit, so dass sich die »Regel der Signifikation« auf eine unentwegte Bezeichnungsbewegung bezieht, während die »Regel der Replikation« die Wiederholbarkeit des Zeichens selbst meint (ebd., 49). Beide Regelsysteme werden im Zeichen (*Replica-Token*) gespeichert bzw. durch sie verkörpert.

Tatsächlich bietet diese Unterscheidung die Möglichkeit, noch einmal genauer die Wirkungsweise von Zeichenwiederholungen in den Blick zu nehmen. Ich möchte hier nochmal an die Kritik an der vorausgesetzten Subversionswirkung durch Wiederholung des Zeichens erinnern, die, so, der Einwand, ebenso zu Bedeutungserfestigungen führen könnte (Kap. III.5.3). Mit Peirce Unterscheidung wäre genauer zu prüfen, auf welcher Ebene Verschiebungen stattfinden, bzw. ob sie nicht stattfinden, wenn sich Veränderungen nur auf einer Ebene ergeben (z.B. als Veränderung der Formgebungsregeln oder der Bezeichnungsregeln) und wie ihre Wechselwirkungen zu benennen wären.¹²

Wollte man diese Unterscheidung versuchsweise in projektiver Manier auf geschlechtliche Körper übertragen, dann ließe sich auch Butlers Frage nach den Verkörperungsbedingungen konkretisieren. So ließe sich fragen, welche Verkörperungsformen unter welchen Bezeichnungsformen zum »Typ« werden dürfen, also welchen eine begriffliche Identität zugesprochen wird. Unter Umständen änderte sich darüber das Bild, so dass nicht nur die Bezeichnungsbeziehung in den Blick kommt, die als Repräsentation organisiert ist, wie beispielsweise diejenige zwischen Geschlecht und Körper, wie sie mit der Travestie ausgestellt werden sollte. Sondern auch diejenige zwischen Verkörperungsformen, die Haraway mit ihren Bezügen auf das Verhältnis von Organismus und Maschine herausstellte.

Die Grenze der Unterscheidung liegt jedoch weiterhin dort, wo eine Geschichte des Materiellen als eine eigenständige aufgefasst wird. Denn auch dabei sind Signifikat-Signifikant-Bewegungen am Werke; den reinen Signifikanten kann es, wie schon in Kap. IV.1.5 ausgeführt, nicht geben; eine radikale Trennung zwischen allgemeinen Bezeichnungscodes und Replikationscodes erscheint nicht plausibel.

12 Das könnte man ähnlich auch mit der strukturalen Unterscheidung Signifikat/Signifikant tun, indem man die Geschichte des Signifikanten untersucht. Im Unterschied dazu lässt sich bei Peirce der Signifikant aufteilen in *Type* und *Token*, so dass unterschiedliche Verfestigungsgrade deutlicher werden.

Zusammenfassend lassen sich nun folgende Merkmale hervorheben, die das Konzept des Indexikalalen interessant machen:

Zunächst stellt der Index als eine Zeichenbeziehung eine Verbindung auf einer gemeinsamen Ebene her (die »existenzielle Relation«, s.o.). Unterschiedliche und unter Umständen auch widerstreitende Momente werden also in in eine Relation gebracht. Diese kann, wie bei Peirce, eine Wesensähnlichkeit bezeichnen, oder aber, in Anlehnung an Derrida, als eine produktive Spur aus Verweisung und Ersetzung ausgelegt werden. Wichtig erscheint mir hier, *dass* eine Beziehung hergestellt wird, sei es zwischen Zeichen und Referent oder zwischen sprechendem und gesprochenem Subjekt (im Sinne Benvenistes), die dann eine Analyse ihrer Art und Weise erforderlich macht.

Darüberhinaus lässt sich mit der Indexikalität das »Gefühl des Realen« auf der Ebene der Repräsentation anerkennen, und zwar nicht in dem Sinn, dass sich die hergestellten Wesensähnlichkeiten nun auch als solche bestätigten, sondern dass sie als eine nachträgliche Konstruktion sichtbar werden. An die Stelle der Literalisierungen sollten dann jedoch *als-ob*-Beziehungen treten (im Sinne Derridas als grundlegende Analogiebeziehungen zur Ermöglichung von Sinnstiftung, Kap. II.4.2) welche die Distanz zwischen Repräsentiertem und Repräsentierendem offenhalten.

Als eine Verweisungsspur, die Bedeutungsräume offenhält, wird die Indexikalität auch in Hinblick auf das Verhältnis zwischen *Type* und *Token* relevant. So stellt sie, wie oben beschrieben, eine Beziehung her, in der nicht nur der *Type* die *Token* reguliert, sondern umgekehrt auch das *Token* auf den *Type* verweist und ihn durch Wiederholung konstituiert. Wirth betonte die gewohnheitsstiftende Funktion der Wiederholung (2000, 48), so dass auch hier wieder die anzeigenende Funktion des Index als ein *Effekt* sichtbar wird.

Das Konzept der Indexikalität als Verweisungsspur verspricht insgesamt die Möglichkeit, das Verhältnis zwischen Subjektivität und Wirklichkeit pragmatisch zu fassen. Das heißt, es umgeht die missliche Alternative zwischen der Proklamation des Subjekts als sinnstiftendes Zentrum oder oder aber als vollständig determiniertes bzw. als Unsagbares, wie die pathetische Formel des »Alles oder Nichts« oder noch die Bestimmung des Subjekts als »Unmöglichkeit und Notwendigkeit« (Zima 2000) implizieren. Stattdessen geht es um das Setzen von Beziehungen, die je nach Kontext graduell unterschiedlich ausfallen können.

4. Vom Begriff zum Ethos des Subjekts

Ein Ausgangspunkt dieser Arbeit war die Frage nach der Notwendigkeit eines universalen Subjekt-Begriffs, um die Ansprüche des Individuums oder sozialer Gruppen tatsächlich durchsetzen zu können (Kap. II.1, III.1). Abschließend möchte ich noch einen zusammenfassender Blick auf diese Problematik der politischen und ethischen Relevanz werfen.

Wie gezeigt, sind mit dem textuellen Subjekt die dem klassischen Subjekt zugeordneten Eigenschaften wie Reflexionsvermögen, Verantwortung oder Handlungsfähigkeit nicht einfach verschwunden oder unmöglich geworden. Was der Dekonstruktion anheim gefallen ist, sind vor allem die Postulate der Selbstidentität und der Autonomie, die sich jedoch bei näherer Betrachtung längst als Idealisierung erwiesen hatten. Unter der Aufwertung von Differenz und Heteronomie entstanden Subjektentwürfe, die den Anderen in Gestalt der Sprache, des A/anderen, des Körpers zur Grundlage machten. Das (moderne) Verständnis des Subjekts als weitgehend determiniertes und unterworfenes wurde in den hier mit »postmodern« bezeichneten Ansätzen umgewertet, so dass diese Abhängigkeit nun die positive Möglichkeitsbedingung schlechthin darstellt. Entsprechend galt es, diesen Zustand nicht lediglich zu beklagen, sondern Handlungsfähigkeit und Verantwortung daraus abzuleiten.

In diesem Sinne postulierte Derrida Verantwortung in Bezug auf Bedeutungskonstruktionen, die ein »Unmögliches« ermöglichen sollen, anstatt alles auf ein immer schon Bestehendes zurückzuführen (Kap. II.6.3). Handlungsfähigkeit erscheint hier in Abhängigkeit von Setzung und Entzug von Bedeutung. Foucault setzte auf eine Doppelstrategie, die aus dem Abweisen von Zuschreibungen und dem Aufweis ihrer historischen Kontingenz sowie der Aufforderung zur Selbstgestaltung bestand, welche mit einer Verpflichtung zur Selbstreflexion versehen war. Dazu entwarf er sein Konzept des *Ethos*, das ebenfalls als ein dritter Raum verstanden werden kann, als hier symbolische Gesetze und Codes sowie individuelle Moralen aufeinandertreffen. Zugleich überschreiten die Prozesse des Bewusstsein, der Reflexion und Kritik das individuelle Subjekt, insofern sie, ebenso wie die Selbstformierung insgesamt, auf den anderen angewiesen sind. Das ästhetische Ethos (bei Foucault) ebenso wie das philosophische Ethos (bei Derrida) erscheinen als Alternative zu einem festen Horizont universaler Begrifflichkeiten. Sie sind bedeutungsoffen gehalten und stellen nurmehr eine Form bereit, deren Inhalte in einem steten Prozess immer wieder neu erarbeitet werden müssen. Verantwortung, Handlungsfähigkeiten etc. sind hier nicht die be-

grifflichen Voraussetzungen des Subjekts, sondern das Ergebnis subjektiver Praktiken auf individueller bzw. intersubjektiver Ebene.

Im feministischen Kontext lassen sich Entsprechungen zu diesem Verständnis des Ethos finden. Explizit aufgenommen wurde Foucaults Konzept, wie gezeigt, Anfang der 1990er Jahre zur Modifizierung der feministischen Standpunkttheorien (Kap. III.6). Die problematisch gewordene sozial-ontologische Begründung eines weiblichen Standpunkts sollten durch den konstruierten feministischen Standpunkt abgelöst werden, in dem die persönliche Verantwortlichkeit der Einzelnen mit dem politischen Programm der Frauenbewegung aufeinandertreffen. Dies stand im Dienste der Stärkung einer individuellen wie auch kollektiven Handlungsfähigkeit. Eine solche Funktion kam bereits dem »Subjekt Frau« der 1970er Jahre als kollektives Bewusstsein und dem Mythos »Frau« im Sinne de Beauvoirs zu, ohne dass es als Ethos benannt wurde. Hier zeigten sich die produktiven Effekte der Selbstsetzung wie auch ihre problematische Seite, die in der Begründung eines unbefragten Begriffs von Weiblichkeit lag. Interessant ist dabei nochmal der mittlere Status des weiblichen Subjekts, insofern mit ihm sowohl universale wie partikulare Ansprüche verbunden waren, die beide in dieser Form nicht einzulösen waren: Als individuelle Subjektform wirkte es ausschließend; einen universalen Status konnte dieses Subjekt aufgrund seiner partikularen Beschaffenheit nicht erreichen (Kap. III.1). In der Konsequenz erschien Handlungsfähigkeit nurmehr in der Dekonstruktion bzw. Vervielfältigung von Weiblichkeit und Geschlechtsidentität gegeben. Kollektivität blieb auch in den 90ern ein wichtiger Aspekt, der jedoch nicht mehr in einer vorausgesetzten Identität, sondern als Ergebnis einer Bündnispolitik gesehen wurde.

Die Veräußerlichung subjektiver Momente im Ethos als einem Dritten Raum erscheint als ein probates Mittel, die Aporie zwischen universalen und partikularen Ansprüchen aufzulösen. Folgt man Waldenfels, so stellt das Dritte eine »Übergangsfigur zwischen besonderen und allgemeinen Ansprüchen« dar (Waldenfels 1997). Programmatisch ausgeführt haben das dann in unterschiedlicher Weise Butler, Trinh und Haraway. Sie entwarfen ihre textualisierten Subjekte als dritte Räume, die aus Übereinanderlagerungen von Differenzen, Setzungen und Bedeutungsentzügen (Butler) bzw. insgesamt als Hybride (Trinh, Haraway) bestanden. Organisiert wurden die Differenzen durch ein spezifisches Ethos: Butler entwarf ihr nicht-gewaltförmiges Ethos in systematischer Weise erst nach ihrer Dekonstruktion von Geschlechtsidentitäten, womit sie die Instanz für Verantwortung und Reflexion sozusagen nachträglich ergänzte (IV.1.6). Trinh stellte ihr hybrides Subjekt unter das Programm der Selbst-Differenz (IV.2.3); Haraway gesellte ihrem Hybrid ein natur-

wissenschaftlich wie feministisch begründetes Cyborg-Ethos bei (IV.3.2). Während das Selbst-Ethos bei Butler als eine dialogische Kritikform entworfen ist, so ist es bei Haraway die Aufgabe kollektiver Aushandlungen; bei Trinh kommen alle Formen vor, wobei dem Selbst ein größerer Handlungsspielraum zukommt als bei Butler. Bei allen drei erscheint es als eine existentielle Notwendigkeit, die sich aus dem Eingebundensein in vorgegebene Normen und ihren Zwängen ergibt.

Wollte man abschließend Unterschieden zwischen den hier betrachteten nicht-feministischen und feministischen Ansätzen dingfest machen, so zeigt sich an dieser Stelle der deutlichste Unterschied: Ein pragmatisches Umgehen mit vorgegebenen Zwängen, die im feministischen Kontext, wie oben beschrieben, als strukturelle Momente in Erscheinung traten und daher weniger Ausweichmöglichkeiten zuließen, als es etwa bei Derrida und insbesondere bei Foucault den Anschein hat. Hier erscheint es nicht ausreichend, die Öffnung des Horizonts zu fordern und Praktiken dafür bereit zu stellen, wenn sie nicht auch kollektiv umgesetzt werden (und damit neue Horizonte setzen). Tatsächlich lässt sich im Vergleich von den in dieser Arbeit betrachteten feministischen und nicht-feministischen Ansätzen eine Art Arbeitsteilung beobachten, in der tendenziell die großen Entwürfe von nicht-feministischer Seite beigesteuert werden, während feministisch orientierte Theoretikerinnen den Anschluss ihrer Theorien an Alltagspraktiken der Gegenwart suchten, und mit entsprechenden Widersprüchen bei einer Konkretisierung konfrontiert waren.

Auch vor diesem Hintergrund erscheint das Konzept des Ethos als ein wirkungsvolles Mittel, die Rede vom Subjekt als vorausgesetzten Begriff zu modifizieren, insofern es nicht mit einem biologischen oder sozialen Sein identisch gesetzt werden kann. Noch muss es moralischer Wesenskern verinnerlicht werden (wie das »Gewissen«). Als erkennbare Konstruktion, die der Aushandlung bedarf, kann ein solches Ethos auch auf das existentielle Pathos des »alles oder nichts« verzichten, und den Blick freigeben auf Überschneidungen von Identitäten und Differenzen. Als solche gesetzte Instanz könnte sie, je nach Gegebenheit, sowohl individuelle wie auch kollektive Geltungskraft erlangen.

Dafür bliebe ein feministisches Ethos, im Sinne der Aufmerksamkeit für die Machtwirkungen, die über die Geschlechterhierarchie erzeugt und begründet werden, ein wichtiger Beitrag.

